Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 22

Artikel: Die Seppe : eine Geschichte aus Unterwalden. Teil 11
Autor: Odermatt, Esther
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672366

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXIX. Jahrgang | Zürich, 15. August 1936 | Heft 22

Der Abend hat mich ausgekühlt...

Der Abend hat mich ausgekühlt,
Verglüht ist, was mich heiß durchwühlt
In schwülen Mittagstunden,
Und wolkenrein entschwebt der Tag,
Ich lausch' dem Feierglockenschlag
Gelöst und pflichtentbunden.

Vom Wald hernieder braust ein Wehn,
Die Wipfel kann ich wiegen sehn,
Oh göttlich sanftes Schwanken!
In mir auch wird es federleicht,
Der letzte Tagesdruck entweicht
Beim Wiegen der Gedanken.

Und meine Seele flügelt leis
Entgegen schon dem Sternenkreis
Noch unsichtbar dem Blicke;
Sieht Welten auf- und untergehn
Und hört im dunklen Windeswehn
Das Rollen der Geschicke. Jacob Heß.

Die Seppe.

Eine Geschichte aus Unterwalden.

Von Esther Odermatt. (Fortsetzung.)

XI

Zarte blaue Duftschleier hatte der Frühling über die blühenden Wiesen und Obstbäume und den schimmernden See gewoben. Der kleine Heini war mit der Magd nach Stans gewandert und kam außer Atem zur Seppe heimgerannt, die vor dem Hause Holz vermaß und auswählte.

„Seppe, Gotte!" rief er schon von weitem. „Dein Haus ist einfach kein rechtes Haus! Alle rechten Häuser haben eine hölzerne Treppe draußen und eine Vorlaube, und bei dir muß man durch den kalten Keller in die Stube hinaufklettern. Und die Mutter hat doch immer von der Vorlaube erzählt. Weißt, wie wir da auf die Schwand gekommen sind, da hab ich das Haus gar nicht gekannt; so kalt und leer ist es und das von der Mutter so warm und voll. Da hab ich halt weinen müssen."

„Ich hab dir doch erzählt, Heini, daß die Franzosen das alte Haus angezündet haben", suchte sie sich zu entschuldigen.

Sie erinnerte sich wohl, wie über das in Erwartung brennende Gesichtlein beim ersten Anblick des Hauses sich zuckende Schatten gesenkt hatten, und wie der Kleine auf seinem harten Bettchen in der kahlen Kammer in wortloses Weinen ausgebrochen war. Sie hatte es der Müdigkeit zugeschrieben und war den Strömen von

Tränen und dem wehlichen Schluchzen gegenüber ganz ratlos gewesen.

„Gotte", fuhr er jetzt entschlossen fort, „bau einfach eine Vorlaube! Der Schiltmiegili und das Bethli sagen, du habest eine große Kiste voll goldige Taler im Keller, und wenn du wolltest, könntest du damit ein Schloß bauen, wie der Landenberg auf dem Rotzberg eines gehabt hat, der böse Vogt. Gotte Seppe, warum willst du nicht?" kam er schmeichelnd dicht zu ihr heran. „Wenn der Großvater wieder käme und mein Mütterlein, die wollten doch wieder auf der Vorlaube sitzen und der Heini auch."

Sie überblickte schnell ihren Holzvorrat auf geeignete Baustücke hin und stieß dann förmlich erschreckt den Kleinen von sich.

„Geh, geh! jetzt ist keine Zeit für unnützes Zeug."

Sie wollte doch nicht ganz nach dem Willen des Buben tanzen, sonst wurde sie ja förmlich zum Gespött der Leute. Genug hatte sie schon ihm zuliebe geändert den Winter hindurch, mehr als genug. Ein härteres Leben als ihre Knechte und Mägde hatte sie geführt seit des Vaters Tod. Kein besseres Bett, keinen feineren Rock, keinen reicheren Schmuck hatte sie sich gegönnt, nur neben der Arbeit der Hände noch den Kopf sich abgemüht mit Sorgen und Rechnen und Anordnen. Keine Freunde hatten mit ihr am Sonntagstisch gesessen, keine Nachbarinnen waren unter Licht zu ihr gerückt zum Spinnen und vertraulichen Schwatzen. Wenn sie unter ihre Knechte und Mägde trat, verstummte das Necken und Lachen, und niemand wagte sich über einen gemessenen Abstand hin zu ihr heran. Was sie an dem schrecklichen Tag des Überfalls erlebt hatte, das lag unübersteigbar zwischen ihr und den andern Menschen. Und nun drang der Kleine ungestüm in ihr einsames Leben ein und rüttelte an allen alten Gewohnheiten.

Die ländlich derbe Kost vertrug das zarte Kind nicht. Das Franzli hat den schön verwöhnt, dachte die Seppe; war selber immer ein verschlecktes, und nichts war ihm gut genug! Aber als sie sah, wie der Heini am Zieger und an den mit Zieger gekochten Erdäpfeln würgte und von der Käsmilch mit zugekniffenen Augen löffelte, wie er dabei blaß und mager wurde, da stand bald neben dem Magerkäse auch fetter Käse und süße Butter auf dem Tisch, und jubelnd schlugen die kleinen Hände ineinander, als die Seppe einen großen Topf mit Honig vom Dienstagmarkt heimbrachte. Sie hatte sich daran erinnert, wie der Großvater Doktor den Heil- und Nährwert des Honigs gepriesen und sie als Kinder oft damit gefüttert hatte. Am Tisch mußte sie zuerst den Honig kosten, bevor der Heini davon essen wollte, dann mußten alle der Reihe nach bei ihm antreten und ihr Brot herhalten. Mit gewichtiger Sorgfalt ließ er von hoch oben herab ein goldiges Bächlein darauf rinnen, ohne das geringste Tröpflein zu vergeuden oder sich die Finger klebrig zu machen. Alle kamen zu dem kleinen Spender, die Knechte und die Mägde, die Alten und die Jungen, mit einem halb verlegenen Blick auf die Seppe die einen, belustigt die andern; ein paar strahlten über das ganze Gesicht, als der Heini ihnen in seinem Eifer den Honig besonders dick auftrug. Um eine ganze Viertelstunde zog sich die sonst knapp genug bemessene Essenszeit in die Länge. Aber die Seppe rückte nur verlegen auf ihrer Bank, schaute etwas unwillig zu und konnte nichts sagen. Seither trug der Schwander Tisch geduldig solch unerlaubte neue Herrlichkeiten.

Ach, sie wollte gar nicht daran denken, wie oft sie schon hatte nachgeben müssen. Und jetzt die Vorlaube? Zu allem, was Schmuck und Behagen war, hatte sie kein Geld und keine Zeit gehabt. Nur wenn der kleine Junge die Kellertreppe heraufgehastet war und vor Kälte gezittert hatte, war ihr der Anbau, der ja zum Hause gehörte, selber in den Sinn gekommen. Aber daß es dann die ganze Nachbarschaft sehen konnte! Nein, vor dem Herbst auf keinen Fall wollte sie den Baumeister dingen.

Der Heini war hinter dem Haus verschwunden. Dort hatte ihm ein alter Knecht ein Hüttlein gezimmert, und davor hatte er sich ein kleines Gärtlein angelegt.

„Aber weißt, Seppe", hatte er schelmisch lächelnd gesagt, „so abscheuliche Sachen wie in deinem Garten gibt's in meinem nicht." Und er hatte im Wald Immergrün und Farnkräuter geholt, sie sorgfältig eingesetzt und am Häuschen herauf grüne Efeuranken geschlungen.

„Wenn ich groß bin und viel Geld habe", prahlte er, „dann reiß ich alle deine Bohnenstickel und Kabisköpfe aus und setze viele, viele Rosenbäumchen wie in Florenz im Garten der Donna Cornelia, die der Vater gemalt hat. Die Mutter hat auch immer gesagt: Heini, wenn du ein Mann bist, dann baust du deiner Mutter ein schönes, weißes Haus, und rings herum müssen viel hundert Rosen blühen! Gotte Seppe, soll ich dir eins bauen, wenn ich groß bin?"

Das Oberengadin.

Jetzt lag der kleine Mann in seinem Häuschen am Boden, vor sich auf einem Brett einen großen Bogen Papier, auf den er kühn allerlei Farben hinschmierte. Das Kunstwerk schien ihm aber nicht zu gefallen, und als die Seppe hinter ihn trat, tauchte er sein Pinselchen tief in die Scherbe mit der grünen Farbe und strich es kreuz und quer über das Blatt.

„Aber, Heini, das schöne Blatt und die schöne Farbe! Du kannst auch gar nicht Sorge tragen. Wenn das die Jungfer Bas im Dorf wüßte, die gäbe dir keine Farben mehr aus ihrem Laden! Überhaupt das Geschmier! Du solltest etwas Ordentliches tun!"

„So", sagte er beleidigt, „ich hab gerade etwas Schönes malen wollen. Aber ich kann's halt noch nicht recht. Und der Vater hat das auch einmal so gemacht wie ich, mit dem ganzen Pinsel dick übers Bild gefahren. Hu, fein ist das gewesen! Aber ganz wilde Augen hat er dabei gemacht!"

Ach ja, dachte die Seppe, Gaben hatte der Schwager schon, aber wenig Ausdauer und deshalb wenig Erfolg, das hatte wohl oft in Franzlis letzten Briefen zwischen den Zeilen gestanden. Der Bub da, der mußte etwas Rechtes lernen und lernen, sich im Zaum zu halten. Aber wie sollte sie es anfangen?

Der träumte schon wieder in den Himmel hinein.

„Gotte Seppe", kam es langsam aus seinem lachenden Munde, „weißt, was ich malen will? Die grüne Matte unten im Stanserboden mit den hohen weißen Blumen, und darin stehen mit nackten braunen Beinen die kleinen Birnbäumlein und haben ganz schneeweiße Röcklein an."

Jetzt kam ihr aus den leuchtenden Augen, die die ihren um Verstehen baten, die Erkenntnis: sie mußte auf den Buben und seine Liebhabereien eingehen, wenn sie ihn leiten wollte.

Es fiel ihr ein kleines Buch ein, eines der wenigen Andenken an alte Zeiten, die in Großvaters Haus die wilden Horden beim Rauben und Plündern zurückgelassen hatten. Kleine Bildchen waren es, von einem Großonkel aus allerlei Moos-

arten und Rinden und Flechten mit unendlicher Liebe und rührender Geduld und Sorgfalt zusammengeklebt. Die Großmutter hatte sie immer den Kindern gezeigt und ihres Bruders Fleiß und Ausdauer als Vorbild hingestellt. Die suchte sie jetzt dem Heini hervor. Er geriet in jubelndes Entzücken, besonders über das eine, wie da aus Rinde große Felsblöcke in den gemalten blauen Fluß getürmt waren.

„Du, Seppe," er hatte sich nie dazu verstehen können, sie mit Ihr anzureden, „so mach ich die Steine in der Reuß und die Teufelsbrücke. Jetzt gehe ich in den Wald und suche Moos."

„Aber dann mußt du eines ganz ordentlich und fleißig fertig machen", mahnte sie.

„Ja, ja!" rief er und umhalste sie. „Aber größer müssen meine sein, viel größer, weißt, für die große Reuß und die große Teufelsbrücke. Und ein Haus mit einer Vorlaube bau ich dann auch aus brauner Rinde. Juhu, fein wird das! Und gelt, das schönste schick ich dem Vater! Oder nein, das zweitschönste. Das schönste schenk ich dir." Wieder flog er an ihren Hals und lief dann in großen Sätzen den Hang hinauf zum Wald.

Die Seppe rückte an ihrer Schürze, ließ in halber Bewegung die Hand im Gürtel stecken und schritt sinnend um das Haus herum. Ihr war, als müßte sie die von der Sonne braungebrannte Treppe hinaufsteigen und auf der Bank in der Vorlaube sich zur Ruhe setzen. Aber da war die kahle Hausmauer und die häßliche Türe im Erdgeschoß! Zum erstenmal vermißte sie das, was sie gewaltsam aus ihrem Leben hinausgedrängt hatte.

Zögernd strich sie über ihre Haare, und ein Heimweh überkam sie nach der Mutter, die dem kleinen Kinde so sorglich das Haar zurückgestrichen hatte. Warum war sie so früh von ihr gegangen und hatte sie allein und liebeleer zurückgelassen? Der Vater! Ja, der war auch verarmt gewesen. Jetzt spürte sie es. Wie ein Bettler war er ihr oft erschienen, und sie hatte ihm nie etwas geschenkt, hatte ihn immer weggestoßen.

Mit schweren Schritten stieg sie zum Nußbaum hinauf, wo der Blick sich auftat über den See und die weichen Linien des Luzerner Hügellandes im zarten Frühlingsgrün bis weithin in die im blauen Duft verschwimmenden Fernen.

Eine Decke nach der andern glitt von ihrer Seele.

An einem Frühlingsabend war's gewesen. Wie heute war ein stiller Purpurschein langsam die Berge hinaufgerückt. Sie hatte vergebens nach dem Vater gerufen, da er dem Knecht beim Melken helfen sollte, hatte ihn im ganzen Hause gesucht, im Gärtchen. Eine Angst war plötzlich neben ihr gewesen, es könnte ihm etwas zugestoßen sein. Als sie ihn endlich hier unter dem Nußbaum sitzend gefunden und wie erlöst „Vater!" gerufen hatte, da mochte ihre Stimme ungewohnt weich geklungen haben. Der Vater wandte ihr ein Gesicht zu, auf dem der ganze Schein der Berge lag, streckte ihr die Arme entgegen in jäher Freude — sie wußte nicht, wie es kam, einen Augenblick ließ sie sich halten wie ein Kind. Da sah sie, wie ein Stück von der Bank morsch und abgebröckelt war, und unmutig stieß sie die Zärtlichkeit des Vaters von sich. „Alles läßt du verkommen. Du bist doch die ganze Zeit hier draußen und siehst nicht, wie die Bank zu Grunde geht, und legst keine Hand an. Sollst dem Fridli im Stall helfen! Ich habe dich schon lange gesucht", schloß sie unwirsch und ging ins Haus.

Das alles stand plötzlich vor ihr und schmerzte sie. Des Vaters trauriger Blick von damals bohrte sich in ihre Seele; sie vermochte nicht, sich zurückzufinden zu dem letzten liebevollen Blick des Sterbenden, den sie in ihren Armen gehalten hatte, und daraus Trost zu schöpfen. Die Hand, die ihr damals der Mörder des Vaters verstümmelt hatte, legte sie wie tastend und suchend auf die blanke, nagelneue Bank, die jetzt unter dem Nußbaum stand. Jetzt saß niemand mehr hier und freute sich des verglühenden Sees, niemand streckte ihr eine Hand entgegen, die sie fassen und halten konnte.

Sie setzte sich auf die Bank, die Arme im Schoße, den Blick gradaus gerichtet in die lang und fernhin ziehenden Abendwolken.

Der Abend war ins stille Tälchen gestiegen, glitt langsam über den See und die Berge hinauf, immer höher, und löschte den letzten feinen Schein hoch oben auf den Firnen. Sie schaute angstvoll dem Erlöschen zu. Sie fand kein Licht, das ihr die Dunkelheit erhellte, und kälter und dunkler wurde es um sie her, je weiter sie schaute und sann.

Da wandte sie plötzlich den Kopf, Heinis Stimme klang vom Hause her.

„Gotte", rief er, „Seppe!" Sie blieb still und unbeweglich, aber er hatte sie schon entdeckt, stürmte zu ihr hinauf und schüttete einen ganzen Haufen von Moos und Flechten in ihren Schoß. Sie achtete nicht darauf, sie sah nur das vor Eifer glühende Knabengesicht, und sie öffnete weit ihre Arme, zog das Kind auf ihren Schoß

und drückte es fest an ihr bebendes Herz. — „Seppe!" jubelte es, „alle meine schönen Sachen zerdrückst du! Aber es ist mir gleich. Ich weiß, jetzt hast du mich lieb, und jetzt kannst du's wie die Mutter!"

Als der kleine Heini in seinem Bettchen schlief, über dem das Bild seiner toten Mutter hing, stand die Seppe am Fußende und schaute mit gefalteten Händen auf das Kind, das Licht und Wärme in ihr dunkles Leben gebracht hatte.

(Schluß folgt.)

Lied der Engadiner.

Wo die reinsten Lüfte wehen,
Wo die höchsten Alpen blühn,
Rings zum Tale niedersehen
Nahe Gletscher ab den Flühn,
Tag und Nacht die Wasser brausen
Zu dem fernen Meere hin,
Wo die Lärchenwälder sausen:
Sei gegrüßt, mein Engadin!

Dieser Sturz der Gletscherbäche,
Was ist also groß und kühn?
Deiner Seen Spiegelfläche,
Was ist so krystallen-grün?
Felsenwand und Schneegefilde,
Wald und Trift, verklärt im Inn,
Schönstes Bild von Ernst und Milde:
Sei gegrüßt, mein Engadin!

Deine Brünnlein, deine Bronnen
Sprudeln wunderbare Flut,
Neue Kraft wird draus gewonnen
Und verjüngter Lebensmut.
Selbst den Wein vom tiefen Tale —
Deine Bergluft würzet ihn,
Deine Gastlichkeit die Mahle:
Sei gegrüßt, mein Engadin!

Zwar vom Obstbaum nicht umkränzet
Ist dein Haus; doch feine Zier,
Reichtum und Behagen glänzet
Rings von Ort zu Ort dahier.
Denn uns folget allerwegen
Kunst und Fleiß zu Fernen hin,
Und wir bringen heim den Segen:
Sei gegrüßt, mein Engadin!

Was ist, Weltstadt, dein Gepränge
Und der Prunk des Königssaals,
Seine Feste und Gesänge
Vor dem Glanze dieses Tals?
Seh' ich deine Kinder wieder,
Ihren klaren Blick und Sinn,
Stimm' ich ein in ihre Lieder:
Sei gegrüßt, mein Engadin!

Tal, das einst sich frei gestritten
Und im Geiste betet an,
Kraft und Einfalt reiner Sitten
Bleibe deines Heiles Bahn!
Schenke Gott dir diese Gnade!
Wiederhall' die Zeiten hin,
Berg und Tal am Inngestade:
Sei gegrüßt, mein Engadin! A. E. Fröhlich.

Das Oberengadin.

Das Oberengadin, eines der höchstbewohnten Täler der Alpen und der ganzen gemäßigten Zone überhaupt, ist der oberste Teil jener merkwürdigen Furche, welche die Alpen auf einer dreihundert Kilometer langen Strecke vom Maloja am Südrand bis zum bayrischen Alpenvorland am Nordrand der Alpen mit einem Gefälle von kaum einem halben Prozent durchschneidet. Auf dieser fast horizontalen Straße durch das Inntal kann man also von Kufstein bis zu jenem obersten Teil des Tales gelangen, der beidseits eingeschlossen von den hohen Gebirgszügen der nord- und südrhätischen Alpen seine Charakteristik darin findet, daß er durch eine Anzahl schöner Seen einen hohen landschaftlichen Reiz erhält, aber merkwürdigerweise an seinem obersten Ende keinen Abschluß findet wie jedes andere Tal, sondern vom Maloja jäh ins Bergell hinabfällt, das seine Wasser nach Süden zum Po entsendet. In vorgeschichtlicher Zeit fand das Engadin seine natürliche Fortsetzung in den Gletschertälern des Forno und der Albigna. Eine ganz eigenartige Erosionswirkung des Wassers ließ aber die Gletscherbäche ihren Weg zur Maira nach Süden finden, während das Oberengadin im Fehlen eines Talabschlusses den Charakter eines hochalpinen Seenplateaus und damit eine besondere großartige Schönheitswirkung erhielt. Auf seiner ganzen Länge vom Maloja bis zur Brücke Punt Auta eine Stunde unterhalb Scanfs, zerfällt das Oberengadin in drei scharf voneinander abge-